

Als Dozierende an der Pädagogischen Hochschule St. Gallen werden Regula Pöhl und Daniel Schuoler immer wieder mit der Frage von Studierenden nach guten Ideen für den Unterricht konfrontiert. Beim Unterrichten auf den Zielstufen müssen sie sich diese Frage als Lehrperson selber stellen und als Kunstschaffende setzen sie sich intuitiv und ganz praktisch damit auseinander.

Für die Werkspuren nahmen sie sich Zeit für einen Dialog – in dem sie ihre Erfahrungen reflektieren und Anregungen für gezielte Lernerfahrungen geben.

Als erstes haben wir uns ganz konkret die Frage gestellt, woher die Ideen kommen. Dies absichtlich in einer Form, die es zulässt, die Frage sowohl analytisch als auch in Analogien fabulierend zu beantworten.

Regula Pöhl: Auf die Frage, woher die Ideen kommen, fällt mir eine Antwort eines Schülers aus der 5. Klasse ein. Laut seiner Vorstellung wird alles, was man wahrnimmt, gefiltert und über die Gefühle gesteuert an unterschiedlichen Orten im Gehirn abgespeichert. Unter anderem befindet sich in seiner Vorstellung im Kopf ein Lagerraum für Ideen und ein Phantasieraum.

Das Vorgehen beim Suchen nach einer Idee sei nun Folgendes: Ein erster Gedanke erscheint. Dieser Gedanke komme an eine Prüfstation im Gehirn, werde dort verfeinert, mit weiteren Gedanken ergänzt und zum Entscheidungsraum weitergeleitet. Dort entscheide sich was man sagt, macht oder für sich behält. Es gebe drei mögliche Wege. Ein Weg führe zum Mund, dabei werde die Idee ausgesprochen. Ein anderer führe zum Körper und die Idee wird mit Händen und Körper ausgeführt und der dritte Weg führe zurück in den Lagerraum der Ideen, da entschieden wurde, dass

diese Idee für den Moment nicht wichtig sei. Eine komplexe, aufschlussreiche Vorstellung, welche ich gut nachvollziehen kann. Ein Denkprozess, welcher von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird. Ausgehend von der Wahrnehmung der eigenen Lebenswelt.

Regula Pöhl: Wie sieht es bei deiner Arbeit als Künstler aus? Woher kommen deine Ideen?

Daniel Schuoler: Am Anfang steht die Wahrnehmung und damit die ästhetische Erfahrung. Ich nehme mit meinen Sinnen wahr und beginne zu verknüpfen und zu vernetzen. Es braucht eine Frage, ein Problem. Vermutlich hat man mehr Ideen, als man meint zu haben. Je länger ich darüber nachdenke, realisiere ich, dass ich fast jeden Moment eine Idee haben muss, auch jetzt beim Reflektieren für diesen Beitrag. Ich beobachte hier aber mehrere Intensitäten der Ideen. Ideen, die sich noch stärker im Gewohnten aufhalten und Ideen, die wirklich Neues generieren. Letzteres ist dann die zur Zeit viel beschworene Innovation. Auf jeden Fall ist eine Idee zuerst immer eine Vorstellung, also Imagination. In die Imagination gelangen sie aus einer Mischung aus Wahrnehmung, Erfahrung und Intuition. So entsteht für mich eine Situation aus Beweglichkeit und Flexibilität, dazu braucht es Risikobereitschaft.

Regula Pöhl: Eine Idee haben ist ja erst der Anfang oder zumindest nur ein Teil davon. Wie entwickelt sich bei dir die Arbeit zu einem Werk? Gibt es da Parallelen zur Unterrichtstätigkeit?

Daniel Schuoler: Ja, da tauchen Parallelen in den Prozessen auf. In meiner künstlerischen Arbeit gibt es bestimmte Phänomene, die mich beschäftigen, die ich versuche zu bearbeiten. Ich lese viel, mache mir

daraus Gedanken und aus den Gedanken Notizen. Dann beobachte ich, pflege einen eigenen Blick. Die Beobachtungen halte ich oft fotografisch oder als Skizze fest. Es sind dann Impulse aus meinen Beobachtungen, die mich ästhetisch reizen. Also steht auch hier zu Beginn eine Frage, eine Herausforderung. Ich gehe also bereits von einer eingegrenzten Situation – einem Thema – aus. Meistens muss ich dann während des Prozesses weiter ausdehnen und dann wieder eingrenzen, konkretisieren, auf den Punkt bringen. Irgendwo da, entwickelt sich die Idee. Das ist allerdings immer schwierig, da muss man sich von vielem trennen. Da weiss ich aber mittlerweile auch, welche Fragen ich mir stellen muss, damit der Prozess weiterläuft. Diese Erfahrung hilft mir, die Prozesse in der Vermittlung zu strukturieren und zu begleiten.

Auch die Lernenden müssen auf der Spur bleiben, damit die Lernziele erreichbar bleiben.

Jemand hat mal gesagt, dass ein künstlerisches Werk bereits Anteile (Gedanken, Bewegungen, Partikel, Ideen) des nächsten Werks in sich trägt. Dieses Bild gefällt mir, ich glaube, damit kommt man dem Unterrichten, beziehungsweise dem Lernen sehr nahe. Auch das Lernen ist nie abgeschlossen. Dazu kommt mir der Begriff des Anschlusslernens in den Sinn. Beim Unterrichten muss ich mir auch überlegen, beziehungsweise herausfinden, wo die Personen stehen, mit denen ich arbeite. Welchen Impuls kann ich geben, sodass sie sich individuell entwickeln können? Man sollte immer mit dem Eigenen andocken – und dann bestenfalls daraus neue Fragen generieren – können.

Daniel Schuoler: Du arbeitest unter dem Namen «ZündWerk». Wo oder wann würdest du sagen, entsteht die Idee? Wo oder wann zündet es?

Regula Pöhl: Es zündet bei mir dann, wenn Resonanz entsteht zwischen der Beobachtung, der aufmerksamen Wahrnehmung des Alltags und der eigenen Imagination. Dies ist ein andauerndes Wechselspiel. Eine Annäherung an eine Idee, welche bei genügender Resonanz zu einem Projekt wird, das wir planen und umsetzen. Wir arbeiten zu zweit und inszenieren Denk- und Handlungsräume, welche Interaktionen mit den Betrachtenden herausfordern. Die Aktionen sind flüchtig, situiert im Alltag, zwischen Irritation und Normalität.

In meiner Arbeit als Kunstschaffende kann ich die Auseinandersetzung mit dem Ungewissen und die Bereitschaft fürs Risiko üben. Beides übrigens nicht zu unterschätzende Bestandteile des Unterrichtens. So sehe ich die Aufgabe der Didaktik im Gestaltungsbereich auch in der Vorbereitung darauf, sich auf all die kleinen, ungewissen Reaktionen und Situationen im Unterrichtsgeschehen einzulassen um diese für eine positive, bestärkende Lernatmosphäre zu nutzen. Wieso sollte man sich auf den Umgang mit dem Unplanbaren im Unterricht nicht ebenso gut vorbereiten, wie auf die Vermittlung der Inhalte?

Aus meiner Sicht bereiten Gestaltungsprozesse auf Unbekanntes, Ungewisses vor. Man übt darin, Neues zu wagen, eigene Lösungswege zu bestreiten und den Umgang mit Un-Linearität.

Regula Pöhl: Müssen Lehrpersonen kreativ sein, um mit Unvorhergesehenem umgehen zu können?

Daniel Schuoler: Ja, ich denke schon, dass Kreativität gefragt ist, wenn Unvorhergesehenes auftaucht; und das tut es ja immer. Der schwierige Teil ist ja der, der eben nicht vorbereitet werden kann. Klar muss man wissen, was man machen möchte, wohin man will, aber das Risiko des eigentlichen Ereignisses des Unterrichts, die Begegnung, Aktion, Handlung, bleibt.

Lernen ist meiner Ansicht nach auch das, was dazwischen passiert, dies ist nicht planbar, da muss man bereit sein. Da hilft, wenn man sich mit den Strategien und Mitteln des Coachings auseinandersetzt: welche Möglichkeiten habe ich, diese Prozesse strukturiert zu begleiten? Ich finde aus der Praxis abgeleitete Modelle immer ein wertvolles Hilfsmittel, wenn es um Planungen geht. Modelle, in die man sein Vorhaben einschreiben kann und die einem durch ihre Struktur die richtigen Fragen stellen. An der Pädagogischen Hochschule St. Gallen arbeiten wir mit einem Phasenmodell, welches eine Struktur bietet, aus einer Idee – also zum Beispiel einem Objekt, einer Werkarbeit – eine ganze Unterrichtsreihe mit Kompetenzaufbau zu konzipieren. Der Umgang damit muss natürlich geübt werden, denn letztendlich geht es nicht darum, das Modell als Programm abzufahren, sondern damit zu jonglieren. Wir gehen von vier Phasen aus: in der Phase 1 wird das Vorwissen aktiviert und das Interesse für das Thema geweckt, in der Phase 2 werden die Kompetenzen aufgebaut, die noch zu den bereits vorhandenen nötig sind, um in der 3. Phase möglichst selbstständig eine Entwickelnde Aufgabenstellung zu bearbeiten. Dies ist dann eine Fragestellung, die individuell, mit den aufgebauten Kompetenzen umgesetzt werden kann. In der vierten Phase werden die Prozesse analysiert und die Erkenntnisse und Erfahrungen ausgetauscht.

Regula Pöhl: Auch hier ist übrigens die Vorstellungsbildung zentral. Meine Idee davon, wie etwas aussehen soll oder wie es sich anfühlen soll, ist Treiber für meine Handlungen. Für das, was ich mit meinem Verhalten zeige. Diesen Treiber beobachte ich auch bei den Kindern im Unterricht, wenn sie bei einem Gestaltungsprozess einer inneren Spur folgen oder auch bei den Studierenden an der PH bei der Planung von Unterricht, sobald sie

eine Vorstellung der Lernfelder haben, welche sie den Kindern eröffnen wollen.

Daniel Schuoler: Das heisst, im Zentrum steht also eine herausfordernde Frage, die mich fantasieren und mich etwas vorstellen lässt. Wie kommt man auf konkrete Ideen für herausfordernde Fragestellungen?

Regula Pöhl: Die Inspirationen und Ideen dazu kommen bestenfalls aus dem Alltag, aus Bedürfnissen und Themen, welche sich in der Lerngruppe zeigen. Der Lehrplan mit seinen Themenfeldern bildet die Orientierung. Wichtig ist die konkrete Aufgabenstellung, welche einen individuellen Zugang und eine eigengestalterische Umsetzung ermöglichen soll. Es gilt dabei die Balance zu finden zwischen abgesteckten Rahmenbedingungen und Offenheit. Es werden Bedingungen für Möglichkeiten geschaffen.

Nehmen wir das Beispiel der Aufgabe «Tiere aus Papierstreifen und Dachlatten» (S. 27) oder den Unterrichtsbeitrag «Aus Latten und Leisten» (S. 44). In beiden Aufgabenstellungen ist der Einsatz von Kreativität als Lösungsstrategie zentral. Durch klare Bedingungen entsteht eine Offenheit für individuelle Zugänge und die Aufforderung, eigene Lösungen und Ideen zu generieren.

IN DIESEN WERKSPUREN

Unterrichtsbeitrag «Aus Latten und Leisten. Ordnen und Aufbewahren», S. 44.

AUTORIN

Daniel Schuoler und Regula Pöhl sind beide Kunstschaffende sowie Dozierende für Bildnerisches und Technisches Gestalten an der Pädagogischen Hochschule St. Gallen im Studiengang Kindergarten und Primar.

Regula Pöhl unterrichtet zusätzlich im Teilzeitpensum Technisches Gestalten und Begabungsförderung im Bereich Gestaltung und Kunst auf der Primarschulstufe.

FOTOS

Regula Pöhl und Daniel Schuoler

Tiere aus Papierstreifen und Dachlatten

Kreativität als Lösungsstrategie

Aus dem zur Verfügung stehenden Material soll ein Tier entstehen. Dabei werden die spezifischen Eigenschaften (Dimension, Beschaffenheit, Bearbeitungsmöglichkeiten) des Materials erkannt und eingesetzt.

Papier

80 x 420 mm Papierstreifen; möglichst das ganze Papier soll verwendet werden. Das Tier soll deutlich erkennbar sein.

Möglichkeiten sehen, Lösungsvarianten ausdenken, sich etwas vorstellen, von der Fläche in den Raum, Dimension auflösen, transformieren.

Dachlatte

25 x 55 x 620 mm Fichte, gehobelt, keilverzinkt Bearbeitung nur mit Handwerkzeugen.

Latte sägen, spalten; Form verändern durch raspeln, feilen, schleifen und durch anwenden von Holzverbindungen neu kombinieren.

Lösungsvariante ausdenken, sich etwas vorstellen, teilen und neu zusammensetzen, formen; Dimension transformieren.

